

B e i t r ä g e

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. Dresden, den 14. Januar 1811.

4.

Die Schneeschuhläufer.

Strabo sagt in seiner Beschreibung der kaukasischen Länder, daß die Gebirgsbewohner oberhalb der Stadt Dioskurias mit hölzernen, an ihre Füße befestigten, Schuhen über den Schnee gelaufen wären. Derselbige Gebrauch war in Medien und Armenien herrschend. Der französische Reisende Chardin fand bei den Ringreislern die alte Sitte wieder. Sie hatten eine Art von Sandalen an den Füßen, womit sie über den Schnee gingen, und die er nirgend als hier gesehen. Die Sohle hatte die Gestalt und Länge eines Schlagnetzes zum Ballschlagen ohne Stiel, nur nicht so breit, und das Holz war ganz rund. Diese Fußbekleidung hindert das tiefe Einsinken in die Schneebahn, wovon sie nur eines Fingers breit eindringt. Sie laufen sehr schnell damit, und lassen nur schwache unsichere Spuren ihres Weges zurück, weil das vordere Ende dieser Fußbekleidung sich von dem hintern gar nicht unterscheidet.

Die Scritofinnen, welche von Procopius, Paulus Diaconus und andern nach Scandinauonien verseht werden, sollen ihren Namen

von einem Worte gehabt haben, das in ihrer Sprache springen bedeutete, weil sie mittelst eines Stückes von krummen Holze mit solcher Leichtigkeit sprangen, daß die schnellsten Thiere ihres Landes sie in ihrem Laufe nicht einholen konnten. Ohne Zweifel sind hier die großen Schneeschuhe gemeint, welche bei den meisten Völkern im Norden von Europa und Asien üblich sind. Französische Reisende haben sie auch bei den Wilden in Kanada wieder gefunden.

Das Merkwürdigste aber, in Beziehung auf diese Art zu reisen, ist die wenig bekannte Existenz eines sehr guten Corps von Soldaten in Norwegen, die nur auf Schneeschuhen gehen. Sie heißen Skidleber, d. i. Schneeschuhläufer, von Skie, dem langen dünnen und schmalen Brete, das unter den Füßen befestigt wird, um über den Schnee zu laufen.

Norwegen ist vier bis fünf Monate hindurch mit Schnee bedeckt, und einige Stunden landeinwärts von den Küsten häuft er sich so sehr an, daß kein Wanderer zu Fuß oder zu Pferde von der gebahnten Straße abweichen kann. Man muß diese Bahn von neuem ebenen, wenn frischer Schnee gefallen

ist; dieß geschieht durch Hülfe eines pflugartig gestalteten Werkzeuges, das vorne spitzig ist und nach hinten zu immer breiter ausläuft. Von Pferden gezogen, durchschneidet es die Schneehaufen und öffnet ebendie Bahn. Bei allen diesen von der Natur geschaffenen Schwierigkeiten ward zu allen Zeiten die Jagd eifrig getrieben in diesen Gegenden, die ehemals sehr reich an wilden Thieren, besonders an Rothwild und Geflügel, waren. Der Norweger fühlte früh das Bedürfnis, ein Hilfsmittel zu finden, um seine Hütte zu jeder Zeit verlassen und die Wälder nach allen Richtungen mit großer Geschwindigkeit durchstreichen zu können. Er erfand die Skier oder Schneeschuhe. Sie bestehen aus zwei handbreiten Brettern, ungefähr von der Dicke des kleinen Fingers, und unten in der Mitte ein wenig ausgehöhlt, damit der Läufer keinen schwankenden Gang habe und immer die gerade Richtung behalte. Das unter dem linken Fuße befestigte Brett ist zehn Fuß lang, das Brett am rechten Fuße aber nur ungefähr sechs Fuß; beide sind an den Enden nach oben gekrümmt, und vorne höher, als hinten. Man befestigt sie an den Füßen mit zwei Riemen, welche in der Mitte der Bretter angebracht sind, die daher an dieser Stelle ein wenig dicker seyn müssen. Das Brett am rechten Fuße ist zuweilen mit Rennthierhaut oder Seehundsfell gesüttert. Wenn der Läufer in gerader Linie mit beiden Füßen fortgleitet, widersteht die glatte haarige Haut doch hinlänglich, und macht ein schnelleres Fortschreiten möglich, sobald man den Fuß gegen die Haare anstemmt. Ein geübter Schneeschuhläufer kann auf etwas festem Schnee, in einer Ebene, seinen raschen Lauf

länger fortsetzen, als das stärkste Pferd auf der schönsten Straße. Wenn er bergab geht, fliegt er so schnell hinab, daß er seinen Lauf einhalten muß, um den Athem nicht zu verlieren. Hinauf geht's langsamer, weil er im Zickzack gehen muß; aber er kommt doch ebenso schnell auf den Gipfel, als der beste Fußgänger, und wenn der Schnee nur ein wenig Festigkeit hat, dringt sein Fuß nicht tief ein.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß ungeachtet der vielfachen Schwierigkeiten, welche der rauhe Winter darbietet, Norwegen selbst in dieser Jahreszeit feindliche Einfälle erlitten hat, und dieß konnte leicht auf den Gedanken bringen, Leute, die im Schneeschuhlaufen geübt waren, zum Kriegsgebrauche zu vereinigen. Dieses Corps der Schneeschuhläufer besteht aus zwei Bataillonen, eins für die nördlichen, das andre für die südlichen Landstriche, und ist 960 Mann stark. Ihre Kleidung besteht jetzt aus einer kurzen grünen Jacke, einem grauen Oberrocke mit gelbem Kragen, grauen langen Hosen und einer schwarzledernen Mütze. Ihre Waffen sind ein Karabiner, der an einem über die Schulter gehenden Riemen getragen wird, ein breiter Hirschfänger, ein langer Stock von viertelhalb Ellen und fünf Viertel Zoll dick. Das Ende desselben ist mit einem spitzigen Eisen versehen, und ein wenig höher hinauf ist ein eiserner Reif angebracht, der besonders dazu dient, den Lauf, wenn's bergab geht, aufzuhalten. Der Läufer setzt ihn alsdann zwischen die Füße, und läßt ihn an der Seite nachschleifen, oder bedient sich desselben, um sich beim Hinansteigen das Klimmen zu erleichtern. Auch dient der Stock der Flinte zur Stütze, wenn der Schneeschuhläufer feuern will.

au
geb
Ei
sch
sch
Be
die
un
ler
ge
H
be
ein
fa
sic
hu
be
m
sch
m

E
m
m
da
ba
E
E
u
g
ra
g
b
h
h
g

Das Corps der Schneeschuhläufer wird außerdem zu dem Dienste leichter Truppen gebraucht, wovon sie einen Theil ausmachen. Sie leisten alle Dienste derselben, und unterscheiden sich blos dadurch, daß sie auf Schneeschuhen gehen, wodurch sie aber einen großen Vorzug vor den übrigen erhalten. Da sich die Schneeschuhläufer sehr schnell bewegen, und wegen der Höhe der Schneebahn vor aller Verfolgung durch Reiterei oder Fußvolk gesichert sind, so können sie dem feindlichen Haufen ungestraft folgen und ihn stets auf beiden Seiten ohne Gefahr necken. Selbst einige Kanonenschüsse würden ganz unwirksam seyn gegen diese Schneeschuhläufer, die sich in einer Entfernung v. zweihundert bis dreihundert Schritten zerstreuen und sich so schnell bewegen, daß sie in dem Augenblicke, wo man sie noch zu sehen glaubt, schon verschwunden sind, und wieder erscheinen, wenn man es am wenigsten erwartet.

So oft der Feind ausruhet, haben die Schneeschuhläufer Gelegenheit, ihre Uebermacht zu zeigen; denn bei allen Vorsichtsmaßregeln hat man es doch immer mit Soldaten zu thun, welche weder Wege noch gebahnte Pfade brauchen, und leicht über Seen, Sümpfe und Flüsse setzen, wenn nur eine Schneedecke darauf liegt. Selbst wenn die Eisrinde unter dem Schnee zu dünn wäre, um einen Menschen oder ein Pferd zu tragen, gleiten die Schneeschuhläufer in ihrem raschen Fluge hinüber. Niemand ist daher geschickter, als sie, im Winter die Feinde zu beobachten, die Stellungen derselben auszuforschen und selbst die Dienste der Eilboten zu leisten. Man glaube nicht, daß es, wegen der Länge der Schneeschuhe, schwierig

sey, sich umzuwenden. Sie gehen mit dem rechten Fuße, woran der kürzere Schuh befestigt ist, zurück, und setzen ihn senkrecht gegen den linken, welchen sie alsdann erheben und parallel an den rechten stellen. So haben sie eine Wendung gemacht, und um sich völlig umzudrehen, wiederholen sie die Bewegung.

Bei den gewöhnl. Winterübungen stellen sich die Schneeschuhläufer in drei Reihen. Zwischen denjenigen, die das hinterste Glied beschließen, ist drei Fuß, zwischen den Gliedern acht Fuß Zwischenraum, und diese Entfernungen beobachten sie, wofern sie sich nicht völlig zerstreuen, bei allen ihren Bewegungen, um ihre Schneeschuhe ungehindert brauchen zu können. Wollen sie Feuer geben, so nähern sich das zweite und dritte Glied dem ersten, so daß jedes Viereck verschiedene von einander entfernte Abtheilungen für sich ausmacht. Das Gepäck der Schneeschuhläufer, als Kessel, Flaschen, Beile, Schaufen, wird auf Schlitten oder Wagen, die auf Schneeschuhen ruhen, nachgeführt. Ein einziger Mann zieht ein solches Fuhrwerk an einem Riemen, der von der rechten Schulter nach der linken Seite geht. Ohne Zweifel könnte man die Erfindung noch nützlicher machen, wenn man den Schneeschuhläufern einige Feldstücke mitgäbe, die auf Schlitten gezogen werden könnten, wie das Gepäck.

L i t e r a t u r.

Ueber falsche und unrechtmäßige Speculation u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der Satz: „Theurung befördert den Ackerbau, weil die Menschen dadurch fleißiger

arbeiten und so mehr produciren lernen,“ hat sehr viel Täuschendes, und man hat ihn, ohne eine weitere Untersuchung anzustellen, für wahr angenommen.

(Ref. setzt folgendes hinzu und unterwirft es der Prüfung. Theuerung ist ein un- natürlicher Zustand, der nur in außerordentlichen Fällen eintritt. Jeder außerordentliche Zustand, der nicht mit der Natur übereinstimmt, welche auf ihrem gewöhnlichen Wege so viel hergiebt, als eine gehörige, ihre Grenzen nicht überschreitende Volksmenge — welche, wie Malthus bewiesen hat, wenn sie zu groß wird, um ein verhältnißmäßiges Gleichgewicht mit der Production der Natur zu halten, wieder zurückgehen und in ihre natürlichen Schranken treten muß — braucht und dadurch einen ihrem Wirken angemessenen Preis, der eben deswegen naturgemäß heißt, vorschreibt, so daß man sein gemächliches Auskommen finden soll, wenn man sich nur bemüht, nach seinen Kräften und Verhältnissen thätig zu seyn, um sich die Mittel zu seinem nöthigen Unterhalte zu verschaffen; jeder außerordentliche und von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur abweichende Zustand, sage ich, bringt Stockung und Hemmung im menschlichen Thun hervor, wie dieß schon psychologisch richtig ist. Wie kann also ein Trieb, noch thätiger zu seyn und seine Kräfte mehr als vorher anzustrengen, wo der Mensch so schon, bei allen nur möglichen Bemühungen, sich den nöthigen Unterhalt nur mit genauer Noth verschaffen konnte, wie kann ein solcher Trieb in ihm entstehen, wenn er sich in einer Lage befindet, die so niederschlagend und drückend ist, als die Theuerung, deren Opfer vielmehr dürftige Menschen werden?

Und wollte man auch mehr Mühe, sich etwas zu erwerben, als sonst anwenden, kann man es dem Boden abzwängen, mehr herzugeben, als er seiner Beschaffenheit und Cultur nach hergeben kann, und als es die Abweichungen der Natur in solchen außerordentlichen Fällen zulassen?)

Nun will ich mit den eignen Worten des Verf. fortfahren: „Hätte man so geschlossen: die Theuerung befördert die Agricultur, so daß allenthalben mehr erbauet wird; durch diese Mehrheit von Früchten aber muß ein größerer Ueberfluß derselben entstehen; dieser muß wiederum Wohlfeilheit hervorbringen u. s. w., so würde man gefunden haben, daß der Satz selbst etwas Widersprechendes enthalte, da ihm zu Folge die Theuerung nicht nur die Agricultur befördern, sondern auch zugleich Ueberfluß und Wohlfeilheit hervorbringen müßte. Da aber die Theuerung weder Ueberfluß noch Wohlfeilheit erzeugt, so folgt nothwendig, daß sie auch die Cultur nicht befördern könne. Denn wenn Theuerung die Cultur befördert, ohne doch dem Mangel abzuhelpen, wenn vielmehr beides bleibt, was es ist, so kann der Vorderatz des Schlusses unmöglich Wahrheit enthalten, und noch weniger fortdauernder Mangel von steigender Cultur des Bodens zeugen. Vielmehr haben die Consumenten noch den Nachtheil, daß das ihnen Nöthige nicht nur nicht productirt, sondern noch obendrein die Anschaffung desselben durch theuere Preise erschwert wird.“

„Man könnte den Satz, fährt der Verf. fort, auch also aufstellen: Da die Theuerung der Feldfrüchte den Ackerbau befördern soll, folglich allenthalben mehr erbauet wird, wo

Theurung herrscht, durch diese Mehrtheit von Früchten aber ein größerer Ueberfluß derselben entsteht, der wiederum Wohlfeilheit hervorbringen muß; so würde die Theurung dadurch, daß sie die Agricultur befördert, auch zugleich Ueberfluß und Wohlfeilheit hervorbringen müssen. Da aber Ueberfluß und Wohlfeilheit die Theurung aufheben, so wird dadurch zugleich auch wieder die bessere Cultur vernichtet, indem diese nur durch theuere Preise befördert werden kann. Es würde daher aufs neue Theurung und Mangel entstehen müssen, und dieselben Ursachen, welche die Theurung u. den Mangel aufheben könnten, würden beides auch zugleich wieder herbeiführen. Aus diesen widersprechenden Sätzen und Folgerungen sieht man leicht, daß alles auf einer falschen Aufstellung des Hauptsatzes beruht, nemlich: Theurung befördert die Cultur. Denn wenn die Theurung oder, wie man zu sagen pflegt, hohe Getreidepreise die Agricultur befördern, dabei aber die Theurung fortdauern soll, damit jene nicht zurückgesetzt werden, so könnte man auch sagen: Theurung verschlechtert die Cultur, weil eine unverbesserliche und schlechte Cultur auch eine fortwährende Theurung bewirken könnte, und die verbesserte vor jener keinen Vorzug verdient, indem bei jeder Theurung gewissermaßen ein Mangel zum Grunde liegt, oder doch wenigstens kein Ueberfluß vorhanden ist, wodurch eigentlich doch die höhern Preise bewirkt werden können, weil keine größere Quantität des Getreides, wohl aber eine geringere, als gebraucht wird, dargeboten werden kann, folglich die Verkäufer mit dem Anhalten und Aufsteigen der Preise freies Spiel haben.“

Hierauf zeigt der Verfasser, daß alles dieses auf falschen Voraussetzungen beruht. Erstrecke sich die Preiserhöhung eines Gegenstandes über seinen gewöhnl. Standpunkt, auf alle Dinge auf gleiche Art und in gleichem Verhältnisse durch vermehrte Geldsummen, so könne man es keine Theurung nennen; fände sie aber bei einigen Dingen statt, so setze dieß allemal einen gewissen Mangel voraus. Sey die Voraussetzung gegründet: Theurung im Allgemeinen setzt jederzeit einen wahren Mangel des benötigten Getreides voraus; so werde sich die Theurung erhalten, ab- und zunehmen, je nachdem der Mangel größer oder geringer werde, und nirgends bedeutende Vorräthe übrig wären, um diesen Mangel auf einmal durch Ueberfluß gänzlich zu heben und dadurch wohlfeile Preise herbeizuführen. So lange die Agricultur dieß nicht vermöge, eben so lange müsse auch die Theurung fortdauern.

Um der Theurung das Wort zu reden, finde man folgende Aufstellung am gewöhnlichsten: Theurung befördert den Güterwerth, folglich die Güterpreise; je höher die Getreidepreise steigen, desto mehr wird auch der Güterwerth und daher auch der Güterhandel befördert, und je mehr jene fallen, desto tiefer sinkt der Werth der Güter. Um daher die Grundbesitzer theuer gekaufter Grundstücke zu erhalten, müssen theuere Getreidepreise bleiben, damit auf solche Art die Cultur zugleich befördert werde.

Da die Grundstücke im Preise immer höher gestiegen sind, und einige Besitzer dabei reichlich gewonnen haben; so hat man dieß von der bessern Cultur herleiten wollen, in welchen Grundsatz alle die, welche ein In-

teresse dabei hatten, einstimmen, und traten Gegner auf, so wurden sie damit zurückgewiesen, daß sie nichts davon verstanden.

Es kommt Alles auf die Entscheidung der Frage an, ob in den neuesten Zeiten die Verbesserung der Agricultur dahin gediehen ist, daß jedes Grundstück ohne Ausnahme jetzt weit mehr Früchte, als jemals zuvor, erzeuge? Der Verfasser bemüht sich, in dem Verlaufe des Werks diese Frage so zu beantworten, daß gerade das Gegentheil erhellt, so sehr er auch wegen dieser freien Erklärung angefeindet zu werden fürchtet, weil er hier in ein Wespennest stört. Dabei unterläßt er nicht, zu zeigen, daß ein so verderblicher Güterhandel, wie er in unsern Tagen im Schwange ist, unausbleiblich die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, zumal wenn einer ein Grundstück an sich bringt, das an Ertrag nur die Hälfte der Zinsen des dafür gezahlten Capitals abwirft, in welchem Falle sich sogleich sein Vermögen zu verringern angefangen hat. Kommt noch dazu, daß er gar nur die Hälfte aus eignen Mitteln darauf bezahlt hat, ohne irgendwo einen andern Zufluß an Vermögen oder Einkünften zu besitzen, oder hoffen zu dürfen, und daß er nicht durch einen glücklichen Zufall aus seiner Verlegenheit gerissen wird, so ist sein Verfall zu verlässig. Das Unglück, welches hierbei für den Staat hervorgeht, fällt in die Augen, indem eine Menge Anderer, die ihre Capitalien solchen Schwindlern vorgeschossen haben, dabei mit zu Grunde geht, und die Besitzungen, theils durch den östern Wechsel, theils durch die üble Lage der Besitzer selbst, auf lange Zeit verschlechtert werden. Der erhöhte Werth der Grundstücke beruhte bloß

in der Einbildung; denn die so hoch hinauf getriebenen Kaufpreise konnten nicht durch die vorhandenen Capitalien, und die Zinsen, welche davon zu entrichten waren, auch nicht durch die erhöhten Getreidepreise gedeckt werden.

Dies sind die Hauptbestandtheile der Vorrede des Buchs, welches nach des Verf. Bemerkung schon im Jahre 1805. bearbeitet war, aber wegen eingetretener Hindernisse nicht erscheinen konnte, und Ref. hat sich's angelegen seyn lassen, den wesentlichen Inhalt derselben, so gut als es möglich gewesen ist, in der Kürze darzulegen. Hat der Leser aber diesen gefaßt, so hat er hiermit auch den Gesichtspunkt, von welchem er beim Lesen des ganzen Buchs ausgehen muß; wobei zu bemerken ist, daß die Angabe der Getreidepreise bis 1804. geht, weil die Schrift schon das Jahr darauf ans Licht treten sollte.

Die Schrift selbst besteht aus einer Einleitung und 3 Abschnitten. In jener werden die Ursachen aufgezählt, die so außerordentlich hohe Preise der Grundstücke bewirkt haben sollen. Nächst der Speculation und der Kaufwuth werden folgende angegeben: 1) eine seit Kurzem zu sehr angewachsene Bevölkerung; 2) eine zu große Vermehrung des baaren, so wie auch des Papier-Geldes; 3) die vermehrte und verbesserte Agricultur, oder auch 4) eine vermeintliche Sicherheit der in ein Grundstück durch Ankauf verwendeten Capitalien u. s. w.

Da es in einer so wichtigen Sache um Bestimmtheit zu thun ist, so hätte der Verf. die Leser nicht mit einem u. s. w. abfertigen, sondern die Ursachen der hohen Güterpreise genau angeben und sie nicht in der Meinung

bestärken sollen, als schwankte er selbst. Er läugnet und bestreitet eine durchgängig vielfach vermehrte und verbesserte Agricultur, und doch führt er sie mit unter den Ursachen auf, die jene Erscheinung bewirkt haben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Nabob von A u h d.

(Aus dem Englischen.)

Afuf und Daulah, der Sohn des kühnen unternehmenden Schudschah u. Daulah, kam durch den Beistand der ostindischen Compagnie zur Regierung. Er war von sanften Sitten, verschwenderisch, großmüthig, einnehmend höflich und artig in seinem Betragen; aber bei großer Herzensgüte hatte er sehr beschränkte Geisteskräfte. Seine Reichthümer verschwendete er durch Verschönerung seiner Gärten und Paläste, durch den Ankauf von Pferden, Elephanten und besonders von europäischen Gewehren, Armluchtern, Spiegeln und allen Arten englischer Fabrikwaaren. Jährlich gab er gegen 200,000 Pf. Sterl. für englische Waaren aller Art aus. Er hatte 100 Gärten, 20 Paläste, 1200 Elephanten, 3000 schöne Reitpferde, 1500 zierliche Doppelsinten, 1700 prächtige Armluchter, 30,000 Laternen von allen Arten und Farben, einige hundert große Spiegel, Schlaguhren und Girandolen. Unter andern besaß er vier Spiegel, auf seine Bestellung in London gefertigt, vielleicht die größten, die je gemacht wurden. Sie waren 12 Fuß lang und 6 breit innerhalb der zierlich vergoldeten Rahmen, und jeder bestand aus einer einzigen Glastafel. Sie kosteten 8000 Pf. Sterl. Als er sie gekauft hatte, ließ er sie in seine Vorrathskammer stellen, wo sie unangerührt

stehen blieben, bis zu dem Mohurrum-Feste; dann wurden sie mit allen übrigen Spiegeln, Leuchtern und andern Kostbarkeiten ausgestellt in der Halle des großen gottesdienstlichen Gebäudes, Namens Emambarra, dessen Erbauung eine Million Pf. Sterl. kostete. Einige seiner Uhren waren sehr merkwürdig, reichlich mit köstlichen Steinen besetzt, die jede Stunde melodisch anschlugen, und hatten Figuren, die in beständiger Bewegung waren. Ein Paar solcher Uhren kostete 30,000 Pf. Sterl. Sein Museum war eben so merkwürdig und kostbar, als lächerlich in der Anordnung. Da sah man eine hölzerne Kuckucksuhr neben einer kostbaren Uhr, die vielleicht den Preis eines Diadems werth war; eine schöne Landschaft von Claude Lorraine neben einer elenden Sudelei, worauf man Enten oder Drachen sah; einen köstlichen Armluchter von 40 bis 50 Lichtern, vielleicht 5000 Pf. St. werth, der neben einer schmutzigen Papierleuchte hing, die nicht 2 Pence gekostet hatte. So war alles ohne Geschmack und Einsicht gesammelt. Afuf und Daulah hatte mehr Vergnügen an einem künstlichen Kinderspielwerke, als an elektrischen Experimenten; aber desungachtet wollte er alles besitzen, was kostbar und schön war, und er schaffte alle Instrumente und Maschinen an, obgleich er sie bei seiner gänzlichen Unkunde der Wissenschaften und Künste weder brauchen, noch ihre Anwendung begreifen konnte. Er hatte ungeheure, von einem oder zwei Elephanten gezogene Wagen, die so groß waren, daß zehn bis zwölf Personen gemächlich darin speisen konnten. Die Zahl seiner Diener war unermesslich. Seine Armee war sehr zahlreich, obgleich er mit allen seinen Nachbarn

in Frieden lebte, und überließ für 500,000 Pf. Sterl., welche er jährlich bezahlte, von der ostindischen Compagnie gegen alle feindliche Angriffe geschützt word. Seine Einkünfte beliefen sich auf drei Millionen Pf. Sterl.; aber er war dabei gewöhnlich verschuldet. In seinem frühern Leben war er ausschweifend im Genusse europäischer geistiger Getränke, besonders des Claret und des Kirschbranntweins; aber später legte er diese Gewohnheit ab, und berauschte sich dafür in reichlichen Gaben von Opium und mit einem grünen berauschenden Blatte, Subjih genannt, welches gestoßen, in Wasser und Zucker aufgelöst, getrunken wird. Er liebte die Engländer und engl. Sitten sehr. Er aß mit ihnen, ohne thöricht abergläubigen Mi-

berwillen anderer Muhammedaner zu zeiaen, und trank gern Thee mit ihnen. Um die Verwaltung seines Landes bekümmerte er sich gar nicht. Raubfüchtige Minister mußten dafür sorgen, und er sorgte bloß dafür, sich hinlängliche Summen für seine Privatausgaben zu verschaffen. Seine Juwelen waren gegen acht Millionen Pf. Sterl. werth. An dem Tage vor dem Hochzeitsfeste seines ältesten Sohnes ließ er aus seiner Garderobe, aus den Schmuckkästchen seiner Weiber, kurz aus allen Enden alles Geschmeide zusammensammeln, das seit seines Großvaters Zeiten gesammelt war. Da saß der gute Nabob mitten unter diesen Kostbarkeiten, und vertrieb sich die Zeit damit, wie ein Kind mit seinen Spielsachen.

Nach dem L a n g u e d o k i s c h e n .

Poulido Pastourélo,
 Perléto das amous,
 De la rosa noubélo
 Effaçats las coulous.
 Perqué siets bous tan bélo?
 E' yéu tan amoureux?
 Poulido Pastourélo,
 Perléto das amous,
 Benque me siats cruélo,
 Yéu n'aymaréy que bous.

Du angenehme Hirtin,
 Der Liebe schönste Zier,
 Die kaum enthüllte Rose
 Blüht reizlos neben Dir!
 Wär'st minder Du entzückend,
 Und minder ich verlehrt:
 Denn, angenehme Hirtin,
 Der Liebe schönste Zier,
 Nur Dich trag' ich im Herzen,
 So sehr Du mich betrübt.

Martyni - Laguna.

D r u c k f e h l e r : A n z e i g e .

Beitr. 1. St. S. 5. Note **) 1. Alava. 2. St. S. 28. 3. 12. von unten 1. Suzurat st. Suzuval.

In Nr. 2. der Beiträge S. 32. in der dritten Strophe der dort abgedruckten Fabel Zeile 4. muß gelesen werden, wie es auch in meiner Handschrift lautete: Und schnippisch weist sie Zevs den Zahn.
 M. L.